

Die Leichensammelstelle.

In einer engen Straße des Nordostens Berlins, der Dieselmeierstraße, liegt die städtische Leichensammelstelle: ein harter, schmuckloser Hofbau mit einem hohen Kamin. Er erscheint wie ein dumpfer Eindringling in das helle und dunkle Grün der Räume und Wäpche des Parochialfriedhofes, der ihm dicht benachbart ist.

Wenn in Berlin armen, ganz armen Leuten ein Familienangehöriger stirbt, dann melden die Hinterbliebenen den Todesfall der Armenverwaltung und die Gemeinde schickt ihnen den Sarg ins Haus und einen Wagen dorthin, auf den der Sarg mit dem armen Toten geladen wird, um nach der Leichensammelstelle gebracht zu werden. An jedem Morgen um halb sieben Uhr rollt vor dem schwarzen Eisenportal der Sammelstelle ein Fuhrwerk ab. Das ist über und über mit Särgen besetzt. Und der Wagen fährt mit seiner traurigen Pracht weit, weit über die Stadtgrenzen hinaus, nach dem Ort Buch, wo die ganz Arme Berlins ihre letzte Ruhestätte finden. Das alles wiederholt sich in pünktlicher, ordnungsgemäßer Weise ab. So oft Tote eingebracht oder abgeholt werden, fährt das schwarze Eisenportal zwei alte, eisgraue Männer, die schon seit Jahrzehnten Hilfsdienste in der Sammelstelle verrichten, haben die mitunter sehr schweren Särgen vom Wagen oder heben sie hinauf. . . . Sie arbeiten wie Speditoren, die rollendes Gut von einem Ort zum andern verfrachten. Kein Wort zu wenig, kein Wort zuviel; das geht so Sommer und Winter, Tag für Tag, es ist ein Geschäft wie jedes andere. . . .

Aber neben den Leichen, deren Ueberführung in die Sammelstelle von den Angehörigen beauftragt wird, kommen noch andere stumme Gäste ins Haus. Das sind die Toten, die von der Anatomie geschickt und die in dem großen Ofen der Sammelstelle verbrannt werden. So wie die Särgen ankommen, werden sie den Flammen überantwortet. Wer weiß die Namen dieser, die da in die Glut geschoben werden, wer ihr Geschlecht, wer ihr Schicksal? Ihre Ueberreste werden, nachdem sie zu Asche geworden sind, in großen Lechzähnen verstaubt, die verpackt werden. In Buch wandert die Asche in ein Pflastergrab. Auch das Schauhaus liefert der Sammelstelle Material. . . .

Ist irgendein nennenswerter Nachlaß vorhanden, dann liquidiert die Stadtgemeinde Berlin für die Kosten der Beerdigung zehn Mark. Um nur einen geringen Teil ihrer Aufwendungen zu decken. Aber sie erhält diesen Beitrag nur in den seltensten Fällen. Denn wenn ein paar Groschen da sind, dann werden sie von den Hinterbliebenen lieber für einen eigenen Sarg ausgegeben. Denn gegen die Armenfürsorge herrscht in den unteren Volksschichten Berlins eine unüberwindbare Abneigung. Man nennt sie, obschon mit Unrecht, „Rasenquetscher“ und glaubt, daß die Leiche in einem Armenfarge nie zur Ruhe kommen könne. —

Als ich mit dem freundlichen Inspektor Wellmann die Halle betrat, sah ich vier große und sechs Kinderfärge, die auf Wahren standen. Die Einlieferungen des Nachmittags. An den Särgen sind kleine Metallplatten angebracht, auf denen die Jahreszahl und die Nummer der Leiche vermerkt sind. „Es geht jedes Jahr von eins bis vierhundert“, erläuterte Herr Wellmann.

Der Hauptraum der Leichensammelstelle nimmt der große Verbrennungsofen, System Schneider, in Anspruch. Er wird mit Kohle geheizt und verbraucht pro Jahr durchschnittlich 800—900 Hektoliter Kohle. Die Temperatur im Ofen kann bis auf tausend Grade gebracht werden. Der Verbrennungsprozeß nimmt gewöhnlich eine bis einundeinhalb Stunden in Anspruch.

Während mir der Herr Inspektor die Ofenanlage ausführlich erklärte, ertönt ein Signal. Die Ketten, die bis dahin lose im Aufzug hingen, beginnen sich zu straffen, man vernimmt ein Geräusch, das einem Schlingen und Leuten ähnlich ist und langsam, ganz langsam steigt ein Sarg aus der Tiefe.

Die beiden Alten, die dienstbaren Geister des Hauses, stakern auf den Aufzug zu, lösen die Riemen, die den braungefärbten Holz-sarg festhalten und heben den Sarg auf eine Art eisernen Wagen, der auf Schienen läuft. Während der eine Alte den Schieber des Ofens hoch emporklendet, schiebt der andere den Sarg auf den kreisförmigen Rädern mitten in die große, weißleuchtende Lode hinein. Man sieht, wie die Flammen über die Holzrinde des Sarges herfallen, aus der klaffenden Öffnung des Ofens wälzt sich eine schwere Rauchwolke von atemberaubendem Geruch, dann wird die Klappe verschlossen. . . .

„Wer mochte es gewesen sein?“  
Der Inspektor zuckte die Achseln:  
„Ich glaube, daß niemand auf der Welt nach ihm fragt. Einer der Vielen.“

Warum?

Von Leo Tolstoj.

7] Gegen Abend kam man in ein großes Dorf Dergatsch. Damit ihr Gatte die Glieder ausreden und sich erfrischen konnte, ließ Albina nicht auf dem Posthof, sondern in einem Ausspann halten und gab dem Kofaken sofort Geld, um Milch und Eier zu kaufen. Der Wagen stand unter einem Weidedach, auf dem Hof war es dunkel. Albina stellte Ludwika als Posten für den Kofaken auf, ließ ihren Mann heraus, gab ihm zu essen und zu trinken, und bevor der Kofak zurückkehrte, kroch er wieder in sein Versteck. Man schickte noch einmal einen Boten nach den Pferden aus und fuhr dann weiter. Albina suchte sich in immer gehobenerer Stimmung und wachte sich vor Entzücken und Heiterkeit kaum noch zu lassen. Sprechen konnte sie mit niemand als mit Ludwika, dem Kofaken und dem Hündchen Ami; und mit diesem trieb sie ihren Willen. Ludwika, die trotz ihrer Häßlichkeit bei jedem Verkehr mit einer Mannsperson dieser sofort verliebte Absichten unterwarf, hegte jetzt denselben Verdacht gegen den strammen, gutmütigen Uralkofaken mit ungewöhnlich hellen und guten Augen, der durch sein einfaches Wesen, seine Gutmütigkeit und Geschäftlichkeit den beiden Frauen als Begleiter besonders angenehm war. Außer mit Ami, den Albina bisweilen bedrohte und nicht unter dem Stroh herumschnüffeln ließ, amüsierte sie sich jetzt über Ludwika und ihre komische Kotetterie gegen den Kofaken, der nichts von den ihm zugeschobenen Absichten ahnte und gutmütig über alles lächelte, was die Frauen ihm sagten. Albina geriet durch die Gefahr, den immer näher rückenden Erfolg und die Steppenluft allmählich in Erregung und empfand ein längst nicht mehr gefanntes Gefühl kindlichen Entzückens. Wigrurski hörte ihr fröhliches Geplauder, vergaß seine vor Albina verheimlichte, physisch schwer zu ertragende Lage (besonders quälten ihn Hitze und Durst), und freute sich über die Heiterkeit seiner Frau.

Gegen Abend des zweiten Tages wurde im Nebel etwas Unbestimmtes sichtbar. Das war Saratow und die Wolga. Der Kofak sah mit seinen Steppenaugen die Wolga mit samt ihren Masten und zeigte sie Ludwika. Ludwika sagte, sie sähe sie ebenfalls. Albina aber konnte nichts unterscheiden und sagte nur absichtlich laut, damit ihr Mann es hörte: „Saratow, die Wolga,“ und indem sie tat, als spräche sie mit dem Hündchen, erzählte sie ihrem Gatten alles, was sie sah.

Als sich das schwarze Eisenportal der Leichensammelstelle hinter mich schloß, knarrte es. Und da nach vielen Wochen die Sonne wieder einmal warm und strahlend von dem noch immer bewölkten Himmel herniederfiel, hörte ich, wie ein Mädchen zu einem andern sagte: „Jetzt fängt er erst an, der Frühling!“

Ich drehte mich noch einmal um und sah, wie aus dem hohen Kamin ein schwarzes Rauchwölkchen fernengrade gegen die leuchtende Sonne stieg. Und die Sonne wich vor der Wolke nicht ängstlich zurück, sie nahm sie gütig in ihren Glanz auf. . . . Leo Keller.

Kleines Feuilleton.

Neues aus Zentralasien.

Der englische Reisende Aurel Stein ist von seiner Rückkehr über die Jahre 1913—1916 erstreckenden Forschungsreise durch Zentralasien, die ihn teilweise jungfräulichen Boden betreten ließ, nach London zurückgekehrt und hat der Igl. Geographischen Gesellschaft in London Bericht über die überaus reichen Entdeckungsergebnisse seiner Reise erstattet. Die Entdeckung der Reste einer Befestigungslinie, die Stein an den Grenzen der Wüste Gobi entdeckt hat, gab ihm Gelegenheit, in dem Streit um die Erfindung der Lauf- und Schützengräben den Chinesen die Priorität zuzusprechen. Aurel Stein hat diese Befestigungslinie, die von den Chinesen zur Verteidigung ihrer Grenzen gegen die Einfälle der nomadisch wandernden Mongolen angelegt worden war, eingehend untersucht und festgestellt, daß sie nicht etwa mit der berühmten chinesischen Mauer verwandelt werden darf. Die aus Ton und Leigebäuden erbaute Befestigungslinie, die schichtweise übereinander gelagert ist, befindet sich in sehr gut erhaltenem Zustande. „Sie liefert den Beweis“, bemerkt der Forscher, „daß die Chinesen in gewissem Sinne als die wahren Erfinder der Laufgräben anzusehen sind, die im heutigen Kriege eine so große Rolle spielen. Erbringen sie doch den Beweis, daß mehr als 100 Jahre vor Christi Geburt die Chinesen bereits ein überaus ausgedehntes, ununterbrochen fortlaufendes befestigtes Netz von Gräben angelegt hatten zum Zweck, ihr Land gegen Angriffe des Feindes zu sichern. Sie waren zweifellos die ersten, die den Plan erdachten und zur Ausführung brachten, unterirdische Verbindungswegen anzulegen, die dem Feinde das Heranbringen von Proviant dienen sollten. Die Spuren dieser Arbeit bringen uns zum Bewußtsein, welche Geschicklichkeit in jenen Zeiten die Ingenieure besaßen, und wie trefflich sie es verstanden, das Terrain ihren Zwecken nutzbar zu machen. Auch hier sieht man wieder, wie wahr das Wort ist, daß es im Grunde nichts Neues unter der Sonne gibt.“

Die dreijährige Reise hatte von Kaschmir ihren Ausgang genommen und in der Folge zunächst zu einem interessanten Abstecher in das seltsame Reich geführt, das sich der wilde Raja Pathun Wali, der verwegene Sohn eines noch verwegeneren Vaters im Hindukusch, geschaffen hatte, um hier auf dem heiligen Boden blutiger Abenteuer seinen Staat zu gründen. Pathun Wali hatte der Steinischen Expedition eine Handvoll seiner Leute mitgegeben, die eine überaus wachsame Vorhut bildeten. „Es war eine seltsam gemischte Gesellschaft, von denen die meisten ein recht fragwürdiges Vorleben geführt hatten. Sie alle waren Kerle, die alle möglichen Schändtaten auf dem Kerbholz hatten und aus den Nachbarländern, wo ihnen der Boden zu heiß geworden war, zu Pathun Wali gekommen waren, um mit ihren blutigen Händen die Geschäfte ihres Räuberhauptmanns zu besorgen.“ Nachdem der Reisende Pathun Wali Herrschergebiet verlassen hatte, das überaus reich an buddhistischen Reliquien ist, wandte er sich auf einem neuen Wege nach dem chinesischen Turkestan. Er betrat hier einen Boden, der seit Jahrhunderten von Menschenfüßen nicht betreten worden war.

Auf dieser jungfräulichen Erde fand er in der Nähe der ältesten chinesischen Karawanenstraße, die vom äußersten Westen Chinas in das Tarimbecken führte, eine Reihe von Grabböhlen, die sich als eine überaus reiche wissenschaftliche Fundgrube erwiesen. Neben Menschenknochen und Bruchstücken von Särgen förderte man allerlei Hausgeräte und Gebrauchsgegenstände, wie ausgehöhlte Bronze-spiegel, hölzerne Modellstücke von Waffen, reizende chinesische Sachen aus Papier und Holz und vor allem eine wunderbare Sammlung von Stoffen zutage, unter denen sich schön gefärbte Seidenstoffe, Protele, Stiderrischen neben interessanten Webstoffen aus Wolle und Filz befanden. „Ich hätte mir keine charakteristischerer Ausstellung zur Illustration des alten Seidenhandels Chinas wünschen können, jenes Handels, der bekanntlich den Hauptstoß zur

Eröffnung des frühesten Weges für die direkte Verbindung Chinas mit Zentralasien und dem fernen Westen gegeben hatte, und die vier Jahrhunderte lang begangen worden ist. Die wertvollen Fundstücke stammen aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. Es blieb mir leider keine Zeit, die Schönheit und den Wert der kostbaren Zeichnungen genauer zu studieren, deren Farben meinen Augen eine nie gefundene Augenweide boten. Aber ich hatte das sichere Gefühl, daß in dieser entsehligen Oede der vom Wind zernagten Sandwüste, wo die Natur vollständig erstorben und selbst die Sonne zum Umfang eines Skeletts zusammengeschrumpft ist, ein neues und bestechendes Kapitel in der Geschichte der Zivilisation aufgeschlagen vor mir lag. Es wird vieler Jahre bedürfen, um es Wort für Wort zu entsiffern und über die Kunde das volle Licht historischer Klarheit zu breiten.“

Die Entdeckungen Steins schließen weiterhin einen versteinerten See ein mit hell abfallenden Uferklippen, in dessen mit Salz überzogenem Boden noch die Spuren der alten Karawanenstraße deutlich zu verfolgen sind.

Georg Brandes über den Krieg.

Der führende dänische Literaturhistoriker und Kritiker Georg Brandes, der Vahndreher moderner Anschauungen in Dänemark, ein wahrhaft Internationaler, der die Literaturen aller europäischen Völker verfolgt und gewürdigt hat, hat zu diesem Kriege wiederholt Stellung genommen. Zumeist als Angegriffener. Seine französischen und englischen Kollegen, mit denen er als bürgerlicher Demokrat besonders nahe Beziehungen unterhielt, wollten seine Neutralität nicht gelten lassen, sondern erwarteten, daß er als Befürworter westeuropäischer Ideale die Kriegsziele der Alliierten unterstützen müsse. Brandes, der bereits einmal mit Clemenceau abgerechnet hat, hat sich nun mit dem bekannten englischen Kritiker William Archer in dem radikalsten dänischen Blatt „Politiken“ auseinandergesetzt.

Brandes fährt zum Schlusse seiner langen Entgegnung unter anderem an:

England und Frankreich scheinen in der Einbildung zu schweben, daß sie in der Gefolgschaft mit Rußland für Freiheit, Recht und Gerechtigkeit, für die Gleichstellung der kleinen Völker mit den Großen und für alle Ideale der Menschheit kämpfen. Es wäre interessant, wenn sie uns darüber aufklären wollten, für welches Ideal Rußland gegenwärtig kämpft, oder für welches Ideal England kämpft, wenn es so viele deutsche Kinder als möglich dem Hungertode preisgibt, wenn es den Verlagerungszustand in Irland erklärt, wenn es die Unabhängigkeit Persiens vernichtet, wenn es ein halbes Duzend kleine Völker der Wüstenerung überläßt, oder für welches Ideal Frankreich und England kämpfen, wenn sie das kleine Griechenland würgen, um dem demitteleidenswerten Volke die Handlungsfreiheit wiederzugeben. Es kann vorkommen, daß eine Nation, die für ihre Interessen kämpft, zugleich die Zivilisation fördert. Es kann auch jedes zweite Jahrhundert einmal vorkommen, daß ein Staatsmann aus Größe, Stolz, edel und unheimlich handelt wie Washington, der sich, als nach dem Befreiungskriege mit England der Krieg zwischen England und Frankreich ausbrach, neutral erklärte, aber wohl zu merken, nicht wie Wilson und die geldgierigen Amerikaner der Gegenwart, sondern in der Welt, daß er bei Todes- und Gefängnisstrafe jede Ausfuhr von Waffen und Munition nach den kriegführenden Ländern verbot. Aber sonst handeln die Staatsmänner nirgends aus moralischen, dagegen stets aus politischen Beweggründen. Alle Völker sind eigenartig. Sie sind es von jeher immer gewesen. Kein Volk und am allerwenigsten eine Großmacht der heutigen Zeit opfert Millionen Menschen und Milliarden Pfund Sterling für andere Zwecke, als für die politischen Ziele und wirtschaftlichen Interessen dieses Volkes.

Notizen.

— Prof. Leopold Kny, der frühere langjährige Lehrer für Botanik an der Berliner landwirtschaftlichen Hochschule und Leiter des Pflanzen-physiologischen Instituts an der Universität, ist im Alter von 76 Jahren gestorben. Abgesehen von seinen wissenschaftlichen Werken, hat er sich durch die Leitung der Deutschen Gesellschaft für volkstümliche Naturkunde verdient gemacht.

— Eine Ausstellung bulgarischer Volkskunst wurde im Warenhaus von A. Wertheim eröffnet. Sie zeigt besonders Webereien, Stiderrichen, Spitzen, Schmuckstücken; die Muster sind zum größten Teil in schönen leuchtenden Farben ausgeführt.

„Ja, es ist mir nur so vorgekommen“, dachte sie.

„Ich gehe jetzt zum Gouverneur.“

„Viel Glück . . .“

Und Albina nahm ein Kleid aus dem Koffer und ging ins Zimmer, um sich anzukleiden.

Nachdem sie ihr bestes Witwenkleid angelegt, fuhr sie über die Wolga. Am Kai mietete sie eine Droschke und fuhr zum Gouverneur. Der nahm sie an. Die hübsche, lächelnde, polnische Witwe, die so ausgeglichen französisch sprach, gestiel dem alten gedankenhaften Gouverneur. Er erteilte zu allem die Genehmigung und bat sie, morgen noch einmal zu ihm zu kommen, um seine Weisung an den Polizeimeister in Partyn mitzunehmen. Er freute über den Erfolg ihres Ganges und die Wirkung ihres anziehenden Wesens, die sie am Benehmen des Gouverneurs deutlich erkannte, kehrte Albina glücklich und hoffnungsvoll in der Landdroschke auf dem ungepflasterten Wege zum Hafen zurück. Die Sonne stand schon über dem Walde, und ihre schrägen Strahlen spielten auf dem gekräuselten Wasser der weiten Bucht. Rechts und links auf der Anhöhe sah man weißen Wolken ähnliche mit dichten Blüten überzogene Apfelbäume. Am Ufer war ein Wald von Masten sichtbar, und die Segel erlängten weiß in der im Sonnenschein spielenden, vom Winde leicht gekräuselten Bucht. Im Hafen fragte Albina geschäftsweise den Kutscher, ob man ein Fahrzeug bis Astrachan mieten könne, und ein Duzend lärmender lustiger Bootleute boten ihr sofort ihre Dienste und Fahrzeuge an. Sie wurde mit einem Bootsmann einig, der ihr besser als die anderen gefiel, und ging hin, um ein Fahrzeug zu besichtigen, das zwischen anderen dicht gedrängt am Kai lag. Im Kahn war ein kleiner Mast mit einem Segel, so daß man den Wind benutzen konnte. Für den Fall der Windstille waren Ruder und zwei stramme lustige Barten-trechte da, die in der Sonne im Kahn saßen. Der lustige gutmütige Schiffsführer riet ihr, den Reisewagen nicht zurückzulassen, sondern von den Rädern zu nehmen und so in den Kahn zu stellen. „Das gerade Plaz und dann können Sie besser sitzen. Gibt Gott uns gutes Wetter, sind wir in fünf Tagen in Astrachan.“

Albina wurde mit dem Schiffsführer handelsmäßig und bestellte ihn in die Vorstadt Pokrowskaja nach Loginows Gasthof, um den Wagen zu besichtigen und das Handgeld in Empfang zu nehmen. Alles glückte besser, als sie erwartet hatte. In der allergünstigsten Stimmung fuhr sie wieder über die Wolga, rechnete mit dem Kutscher ab und begab sich zum Gasthof.

(Schluß folgt.)

XI.

Albina fuhr nicht nach Saratow hinein, sondern ließ auf der linken Seite der Wolga in der Ansiedelung Pokrowskaja, gegenüber der eigentlichen Stadt, halten. Hier hoffte sie im Laufe der Nacht mit ihrem Manne sprechen und ihn sogar aus dem Kasten herauslassen zu können. Der Kofak ging aber während der ganzen kurzen Frühlingnacht nicht vom Wagen fort, sondern setzte sich in eine nebenan unter dem Schuttdach stehende leere Kutsche. Ludwika blieb auf Albinas Befehl im Reisewagen sitzen; sie war selbsten überzeugt, daß der Kofak ihrretwegen nicht vom Reisewagen wich, zwinkerte ihm zu, lächelte und bedeckte ihr pockennarbiges Gesicht mit dem Tuch. Albina fand darin schon gar nichts Komisches mehr und geriet mehr und mehr in Unruhe, da sie nicht verstand, weshalb der Kofak so, ohne von der Stelle zu wachen, beim Wagen Posten hielt.

Ein paarmal in der kurzen, mit der Morgentrote zusammenstreichenden Nacht trat Albina aus dem Zimmer der Herberge am stinkenden Gang vorbei auf die Hintertreppe. Der Kofak schlief noch immer nicht, sondern sah mit herabhängenden Beinen in einer leeren Kutsche neben dem Reisewagen. Erst dicht vor Tagesanbruch, als die Hähne schon erwacht waren und sich von Hof zu Hof ankrahten, fand Albina, als sie nach unten kam, Zeit, mit ihrem Manne zu sprechen. Der Kofak schnarrte in der Kutsche. Sie trat vorsichtig zum Wagen und klopfte gegen den Kasten.

„Josi!“ Keine Antwort. „Josi, Josi!“ rief sie erschreckt lauter.

„Was ist, bist Du es?“ antwortete Wigrurski verschlafen aus dem Kasten.

„Weshalb hast Du nicht geantwortet?“

„Hab' geschlafen,“ sagte er, und am Rande der Stimme merkte sie, daß er lachte. „Kann ich hinaus?“ fragte er.

„Nein, der Kofak ist hier,“ und dabei blickte sie auf den in der Kutsche schlafenden Kofaken.

Und wunderbar: der Kofak schnarrte, die Augen aber, seine guten, blauen Augen, waren offen. Er blickte Albina an und schloß die Augen erst, als er ihrem Blick begegnete. „Kommt es mir nur so vor, oder schläft er wirklich nicht?“ fragte sich Albina. „Gewiß, es scheint mir nur so, dachte sie und wandte sich wieder dem Kasten zu.

„Hab' noch etwas Geduld“, sagte sie. „Bist Du essen?“

„Nein, rauchen.“

Albina blickte wieder auf den Kofaken.

Der schlief.

